

## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe der *Imagination* versammelt Beiträge des internationalen Jännerkongresses der ÖGATAP, der 2025 unter dem Titel »*Schwieriges und Förderliches in der Psychotherapie*« stattfand. Im Zentrum stand dabei nicht das Ziel, das Schwierige als Defizit oder Hindernis zu verstehen, sondern es als integralen Bestandteil therapeutischer Prozesse zu würdigen – als potenziellen Ausgangspunkt für Entwicklung, sofern es erkannt, verstanden und bearbeitet wird.

Die Beiträge beleuchten ein breites Spektrum therapeutischer Herausforderungen: komplexe Beziehungsmuster, affektive Dynamiken und strukturelle Besonderheiten – sowohl auf Seiten der Patient:innen als auch der Therapeut:innen. Sie zeigen, dass das »Schwierige« oft dort auftritt, wo psychische Strukturen an ihre Grenzen stoßen – und dort, wo Beziehung, Affekt und Imagination zu Räumen der Transformation werden können.

**Jadranka Dieter** beschreibt die psychotherapeutische Imagination als einen eigenständigen inneren Raum – angesiedelt zwischen Phantasie, Symbolisierung und intersubjektivem Dialog. Gerade in Situationen, in denen dieser Raum bedroht oder verschlossen scheint, gewinnt die imaginative Arbeit an besonderer Bedeutung: Sie gibt dem Unsagbaren Form und Stimme und fördert damit die Fähigkeit zur Symbolisierung und Mentalisierung.

**Petra Holler** lenkt den Blick auf die Notwendigkeit, schizoide und narzisstische Strukturen differenziert wahrzunehmen – besonders dort, wo sich Rückzug, Arroganz oder Beziehungsambivalenz oberflächlich ähneln. Während Schizoide in zwischenmenschlicher Nähe den Verlust ihrer Ich-Grenzen fürchten, dominiert bei narzisstischen Strukturen die Angst vor beschämender Entlarvung das intrapsychische Geschehen. Die klinische Erfahrung zeigt: In der Arbeit mit schizoiden Störungen sind Gegenübertragung und Rêverie zentrale Zugänge zum inneren Erleben der Patient:innen.

Für **Werner Köpp** sind Übertragung und Gegenübertragung als szenische Wiederbelebung früher Objektbeziehungen zentrale diagnostische und therapeutische Werkzeuge. Besonders bei strukturell schwer gestörten Patient:innen bleibt die Arbeit mit Affekten wie Wut, Hass und Angst eine Herausforderung – aber auch ein Ort möglicher Veränderung. Dort, wo sich Therapeut:in und Patient:in gemeinsam auf das emotionale Geschehen einlassen, kann in dieser geteilten Erfahrung eine neue innere Beziehung entstehen.

Die Frage der Offenheit stellt sich auch im Umgang mit gesellschaftlichen und identitätsbezogenen Unterschieden. **Anna Koellreuter** widmet sich in ihrem Beitrag der Auseinandersetzung mit dem »Fremden« – insbesondere im Kontext queerer Lebensrealitäten. Sie zeigt auf, wie tief verankerte Abwehrmechanismen – auch auf Seiten der Therapeut:innen – wirksam werden, wenn es um Geschlecht, Sexualität und nicht-binäre Identitäten geht. Die Reflexion dieser unbewussten Dynamiken ist nicht nur ethisch geboten, sondern bildet die Grundlage einer haltgebenden therapeutischen Beziehung.

**Elisabeth Höbling** versteht die therapeutische Beziehung als Spannungsfeld zwischen Reinszenierung früher Objektbeziehungen und der Veränderung destruktiver Muster. Aus Angst vor negativer Übertragung werden notwendige Konfrontationen von Therapeut:innen häufig vermieden, was sie anschaulich anhand von Fallbeispielen analysiert.

**Julia Brandmayr** diskutiert Selbstoffenbarungen als Teil einer intersubjektiven therapeutischen Haltung, die sich von klassischen Konzepten der Abstinenz löst. Sie plädiert für eine bewusste, reflektierte Offenheit im Sinne einer »gegenübertragungsgeleiteten Deutung«, wie sie etwa bei Bollas oder Lohmer beschrieben ist.

**Daniel Gutschi-Kremser** versteht die Ablehnung imaginativer Verfahren als Ausdruck tiefer Ängste – etwa vor Kontrollverlust oder überwältigenden inneren Bildern. Da imaginative Räume nur gemeinsam entstehen können, betont er die Bedeutung eines empathischen, haltgebenden Gegenübers – insbesondere dann, wenn von Seiten der Patient:innen ein klares »Nein« geäußert wird.

**Barbara Laimböck** bricht das Tabu weiblicher Sexualität im Alter auf. Sie zeigt, wie Scham und Angst vor Entwertung ältere Patientinnen davon abhalten, sexuelle Bedürfnisse zu artikulieren – auch in der Therapie. Doch gerade hier kann Psychotherapie einen Raum eröffnen, um Lust, Körperlichkeit und Identität neu zu bewerten.

Dass unbewusste innere Konflikte auch in Paarbeziehungen reinszeniert werden, verdeutlicht **Kristiina Linna-Lutz** anhand eines Falls, in dem das ungelöste Verhältnis eines Mannes zu seiner verstorbenen Mutter unbewusst in die Partnerschaft hineinwirkt. Die Vergangenheit erscheint in der Gegenwart – und stellt die Paartherapie vor die Grenzen ihres Rahmens.

Die Beiträge zeigen eindrücklich: Psychotherapie ist ein lebendiger Dialog. Sie erfordert von Therapeut:innen nicht nur konzeptuelle Kompetenz und Technik, sondern auch die Bereitschaft, sich affektiv berühren zu lassen – in einem Prozess, der für beide Seiten transformierend sein kann. Gerade im Unverfügbaren oder Bedrohlichen liegt häufig der Beginn des Förderlichen.

**Zum Schluss noch einige Worte in eigener Sache:**

Nach Brigitte Spreitzer, Erika Tomann und Martin Haltrich verabschieden sich nun auch Barbara Hauler, Michael Harrer und ich aus der Redaktion. Wir blicken auf eine lange, bereichernde Zusammenarbeit zurück – geprägt von intensivem fachlichem Austausch und dem gemeinsamen Anliegen, die *Imagination* einer internationalen psychotherapeutischen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Unser besonderer Dank gilt den Autor:innen. Wir freuen uns über die neuen Kolleg:innen, die gemeinsam mit Christine Weisgram die Redaktion erweitern und bereits bei der aktuellen Ausgabe mitgewirkt haben.

Mit herzlichen Grüßen,

*Eveline Schöpfer-Mader*

